

8.8.2012, 11:50 Uhr

Von Alain Claude Sulzer

Der niederländische Alchemist

Alain Claude Sulzer 8.8.2012, 11:50 Uhr



Rembrandt: «Der Raub der Proserpina», Öl auf Eichenholz, um 1631 (84,5 × 79,5 cm). (Bild: PD)

Rembrandts «Der Raub der Proserpina» ist auch ein Versuch darüber, Gold vielleicht

nicht herzustellen, aber bildnerisch so umzusetzen, dass es den Betrachter in seinen Zauber und Bann zieht.

Wie macht man Gold? Johann Georg Krünitz' «Oekonomische Enzyklopädie», ein unerschöpflicher, zweihundertzweiundvierzig Bände umfassender Quell all des Wissens, das sich zwischen 1773 und 1858 im Weltgedächtnis angehäuft hatte, widmet dem «Gold-Machen» über fünfhundert Zeilen. Der Eintrag beginnt mit der Feststellung, dass es sich bei der Alchemie um die geheime Kunst handelt, «geringere Metalle oder Mineralien in Gold zu verwandeln; daher ein Goldmacher, Alchemyst [. . .] derjenige ist, welcher das Geheimnis, Gold zu machen, suchet oder zu besitzen sich rühmet». Das ist bis heute – wo es etliche geschafft haben, selbst aus Müll unermesslichen Reichtum zu generieren – noch immer niemandem gelungen, auch wenn Krünitz durchblicken lässt, dass er das Vorhaben nicht für gänzlich aussichtslos hält, und es deshalb «unter diejenigen Sachen, deren ein menschlicher Verstand noch wohl fähig seyn kann», rechnet.

Aber stimmt es auch? Ist es ausserhalb des Märchens – in dem es eines Rumpelstilzchens bedarf – tatsächlich bis heute niemandem gelungen, Stroh oder welches mindere Material auch immer zu Gold zu spinnen? Ohne dem verdienstvollen Krünitz zu nahe zu treten, möchte ich ihm an dieser Stelle widersprechen. Denn bei der Niederschrift seines Beitrags über Alchemie war Gold bereits von einem von Krünitz nicht genannten niederländischen Alchemisten gemacht worden. Dass er sich seiner Kunst nicht rühmte, lag daran,

dass er sie so selbstverständlich beherrschte wie das Erhellen der Dunkelheit und das Beleben von Schatten.

Gold war längst von Menschenhand gemacht, als Johann Georg Krünitz darüber sinnierte. Gold war eben doch nicht immer darauf angewiesen, aus Flüssen gewaschen oder aus Steinen gebrochen zu werden. Jedem, der mir nicht Glauben schenken will, sei dringend empfohlen, so bald wie möglich nach Berlin zu reisen und die Berliner Gemäldegalerie im Kulturforum aufzusuchen, die nach den Wünschen gewisser Berliner Kulturfunktionäre vielleicht schon Ende 2013 geschlossen und durch eine Sammlung moderner Kunst ersetzt werden soll (was bedeuten würde, dass die alten Meister erst einmal ausgelagert würden und auf ein neues Haus zu warten hätten, was in Berlin, wo keiner Gold zu machen versteht, noch viele Jahre dauern dürfte). In der Berliner Sammlung wird man sich leicht davon überzeugen können, dass ich recht habe.

Tatsächlich besass vor fast vierhundert Jahren ein Mann – und nicht nur er – die Fähigkeit, Metalle und Minerale in Gold zu verwandeln, das selbst bei der Betrachtung aus nächster Nähe nichts von seinem Glanz und seiner Verführungskraft verliert, die weder Trug noch Täuschung ist; man ist sogar versucht zu sagen, sein Gold sei echter als das wahre, zumindest aber wahrer als das echte. Metalle und Minerale: Daraus bestehen jene «verlorenen Farben», wie Anita Albus sie in ihrem Buch «Die Kunst der Künste» nennt, Pigmente, über deren Zusammensetzung, Herstellung und Verwendung nur noch eine

Handvoll Spezialisten Bescheid weiss, Pigmente, mit denen ein Meister wie Rembrandt Bilder erschuf, auf denen nicht weniger als echtes Gold zu sehen ist und wohl zu fassen wäre, wenn es uns sterblichen Museumsbesuchern denn erlaubt wäre, einmal danach zu greifen. (Dass sie heute einen Verkehrswert haben, der die Währung echten oder echteren Goldes um ein Vielfaches übersteigt, sei nur am Rande vermerkt.)

Der Name des Goldmachers ist also ausgemacht, das Bild, in dem das Gold die Hauptrolle spielt, handelt vom Raub der Proserpina durch Pluto, den Herrn der Unterwelt, der die Tochter der Ceres aus dem Kreis ihrer Gespielinnen raubt, um sie in den Hades zu entführen; dass die Freundinnen, die ihr zu folgen wünschen, um sie zu retten, bald in vogelköpfige Sirenen verwandelt werden, sieht man nicht. Die Sage um Proserpina, die nach ihrer Rückkehr auf die Erde Synonym für das Samenkorn werden wird, das einen Teil des Jahres unter der Erde und den anderen Teil an der Erdoberfläche verbringt, scheint für uns nur von geringem Interesse verglichen mit der Kunst, die wir staunend bewundern: der Handhabung des Pinsels, mit dem aus welchen Materialien auch immer Gold in einer Fülle gesponnen wurde, der wir in Wirklichkeit niemals begegnen. Doch inmitten all des Goldes geschieht Unerhörtes.

Das Bild zeigt – ein wenig irritierend für die, die Sensationen gewohnt sind – nicht etwa die spektakuläre Fahrt in den Hades. Es scheint vielmehr hinaufzugehen, wengleich nicht himmelwärts; den schönsten, blausten

Himmel, wie man ihn von den Venezianern – und aus Venedig! – kennt, lässt man gerade hinter sich, es geht ins Dunkle; die Wirkung der Bewegung ist, als schösse der von zwei Pferden in die Finsternis gezogene Wagen, auf dem Pluto sein Opfer entführt, aus dem Wasser – einer Furt nahe der Quelle, an der die Mädchen spielten? – hervor.

Was – umgeben von all dem flirrenden Gold – geschieht, ist alles andere als eine Krönung, obwohl Gold das Metall der Könige ist. Plutos Haltung, der herrische Griff seiner Rechten in Proserpinas Kniekehle (die Linke hält die Eisenkette, die ihn mit dem Pferd im Vordergrund verbindet), sein abstossend aufgetriebener, nackter Bauch an ihrem Körper zeigen ungeschminkt, was hier geschieht und was die flehenden Gespielinnen Diana und Minerva – die sich an Proserpinas golddurchwirktem, silberglänzendem Brokatgewand festklammern, um sie dem Zugriff des Gottes zu entziehen – nicht verhindern können: Proserpina wird von ihrem Entführer aufs Brutalste vergewaltigt. «Entführung» ist mithin ein Euphemismus für den realen Tatbestand der «Vergewaltigung». Die Ehe wird durch die sexuelle Gewalttat geschlossen. Kein Flirt, kein Verführungsversuch, der nackte Übergriff. Kein Wunder, dass Ceres, als sie von der «Entführung» ihrer Tochter erfährt, Sizilien, wo sich das Verbrechen abgespielt hat, verdorren lässt, wie eine der vielen Fassungen dieses Mythos erzählt.

All dies gefasst in so viel Gold – das aus und vor der Dunkelheit erstrahlt –, dass man beinahe übersehen könnte, was Rembrandt wirklich malte. Das pure

Entsetzen Proserpinas, das sich auf den Gesichtern der Freundinnen spiegelt, während sie selbst kurz davorsteht, in jenen Zustand der Ausdruckslosigkeit zu verfallen, der sie willenlos macht, wir nennen ihn Stupor.

Der Schriftsteller Alain Claude Sulzer (geb. 1953) lebt in Basel. Sein neuer Roman «Aus den Fugen» erscheint in diesen Tagen bei Galiani.

COPYRIGHT © NEUE ZÜRCHER ZEITUNG AG - ALLE RECHTE VORBEHALTEN. EINE WEITERVERARBEITUNG, WIEDERVERÖFFENTLICHUNG ODER DAUERHAFTES SPEICHERUNG ZU GEWERBLICHEN ODER ANDEREN ZWECKEN OHNE VORHERIGE AUSDRÜCKLICHE ERLAUBNIS VON NEUE ZÜRCHER ZEITUNG IST NICHT GESTATTET.